

DAS MIT-PFLEGEHEIM

von Cornelia Schmergal



PHILIPP VON DITTRICH / DER SPIEGEL

Das Mit-Pflegeheim

SOZIALES Zu wenig Personal, zu hohe Kosten, zu wenig Würde: Gegen die großen Probleme des Pflegesystems stemmt sich ein Heimbetreiber aus Baden-Württemberg mit einem ungewöhnlichen Projekt. Und fordert die Politik heraus.

Um die eigene Tochter zu schockieren, musste Maria Hermle 88 Jahre alt werden. Im Frühjahr hatte sich die Seniorin das Bein gebrochen. Ihre Knochen barsten, einfach so, als sie zu Hause von der Toilette aufstehen wollte.

Ein paar Wochen nach der Operation bezog sie ein Zimmer im Pflegeheim. Es sollte nur für kurze Zeit sein. So lange, bis sie wieder mobil genug wäre, um tagsüber allein zu Hause zu bleiben. Nach Feierabend würde sich dann die Familie kümmern. So jedenfalls hatte Tochter Alexandra Heimann das geplant.

Seit fünf Jahren teilen die beiden Frauen eine Dreizimmerwohnung. »Ich habe immer gesagt, wenn Mama alt ist, bleibt sie bei mir«, sagt Heimann. Doch nach drei Wochen im Pflegeheim beschloss ihre Mutter, für immer dort zu leben. Freiwillig. Weil es ihr gefällt. »Ich war fassungslos«, sagt Heimann. »Aber meine Mutter

wusste schon immer genau, was sie will.«

Mit ihrem Rollstuhl steuert Maria Hermle jetzt durch den Wohnbereich Dorfblick im Haus Rheinaue. Dass sie bleiben will, hat Gründe.

Das Haus in Wyhl am Kaiserstuhl ist ein besonderer Ort. Das beginnt schon damit, dass es an der Eingangstür kein Pflegeheimschild gibt. Die Bewohnerinnen und Bewohner leben in Hausgemeinschaften, die sich an eine offene Küche anschließen. Sie entscheiden, was eingekauft werden soll. Sie helfen beim Kochen. Und pflücken Melisse im Garten. »Ich fühle mich hier frei«, sagt Maria Hermle.

Am Vormittag hat sie Kartoffeln für das Mittagessen geschält, jetzt kümmert sie sich um die Mandarinen für den Nachtisch. Ein paar Schritte weiter legt eine weißhaarige Dame Handtücher zusammen. Für ein Pflegeheim ist es ungewöhnlich lebhaft.

Bewohner Winterhalter, Angehörige Vetter im Haus Rheinaue: »Ich schaffe gern, ich muss immer etwas tun«

790.000 Menschen

leben in Deutschland im Pflegeheim.

Quelle: Statistisches Bundesamt

Weil die Bewohner beim Kochen helfen und weil sich viele Angehörige selbst um die Wäsche kümmern oder staubsaugen, ist ein Platz im Haus Rheinaue erschwinglich. In Baden-Württemberg müssen Seniorinnen und Senioren im ersten Heimjahr durchschnittlich 2913 Euro aus eigener Tasche für Pflege und Unterkunft aufbringen – in keinem anderen Bundesland ist die stationäre Pflege so teuer. In Wyhl aber zahlen Bewohner bis zu 1000 Euro weniger, wie Heimbetreiber Kaspar Pfister vorrechnet.

Dass sein Haus mit weniger Pflegekräften auskommt und auch deshalb günstiger ist, liegt an einem besonderen Konstrukt: Weil er neben den Angehörigen externe Dienstleister einspannt, kann Pfister die starren Personalschlüssel für Pflegekräfte umschiffen. Das Erstaunliche ist: Unter Experten gilt das Heim als vorbildlich. Und dabei geht es nicht um die Kosten.

Wenn Angehörige sich einbringen, können sie ihr nagendes Gewissen beruhigen. Wenn Senioren Gemüse schnippeln, wahren sie ihre Selbstständigkeit, so lange wie nur möglich. Es ist ein doppelter Gewinn.

Man könnte es so sagen: Pfister hat ein kleines Lösungsmodell für die beiden größten Probleme des Pflegesystems gefunden – die explodierenden Kosten und den chronischen Personalmangel, der sich durch die Branche zieht. Die ersten Häuser müssen Insolvenz anmelden, vor allem weil sie nicht genug Fach- und Hilfskräfte finden. Um Heimbewohner würdig zu betreuen, fehlen mindestens 120.000 Vollzeitkräfte, wie Wissenschaftler der Universität Bremen bereits im Jahr 2020 schätzten.

Der Notstand führt zu skandalösen Zuständen, zu Häusern, in denen sich die Senioren den Rücken blutig liegen oder unbemerkt dehydrieren, weil es nicht genug Personal gibt. In der vergangenen Woche legte der AOK-Pflege-Report 2023 offen, dass zu viele Bewohner mit Schlaf- und Beruhigungsmitteln ruhiggestellt werden. Wer sich wenig bewegt, macht weniger Arbeit.

Das Haus Rheinaue könnte ein Gegenentwurf sein. Das Problem: Das Sozialgesetzbuch sieht zwar Experimente für »neue Wohnkonzepte« vor, allerdings sind diese zeitlich begrenzt. Bislang handelt sich Pfisters Modellprojekt von Verlängerung zu Verlängerung. Bis zum Jahresende ist die Zukunft gesichert. Was danach kommt? Ungewiss. Und so beschäftigt das Haus Rheinaue die Politik in Berlin: Gesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD) muss eine Lösung

finden, im Zweifel per Gesetz, seine Beamten wälzen dazu bereits Studien.

Bei der Frage, wie das marode Pflegesystem auf Dauer funktionieren soll, zeigt sich die Bundesregierung bemerkenswert ideenlos. Den allgemeinen Beitragssatz der Pflegeversicherung hat sie im Juli um 0,35 Punkte auf 3,4 Prozent des Bruttolohns angehoben, Kinderlose zahlen noch etwas mehr. Und die nächste Erhöhung dürfte bald folgen.

Weil die Heimkosten trotzdem erdrückend sind, ist jeder Dritte der rund 790.000 Bewohner auf Sozialhilfe angewiesen. In der Politik und bei Sozialverbänden mehren sich Forderungen, die Teilkaskoabsicherung in der Pflege zu einer Vollversicherung umzubauen. Bei beinahe jedem Reformvorschlag geht es darum, mehr Milliarden ins System zu pumpen. Aber nie darum, das System zu ändern.

Dabei habe viel Geld in der Pflege noch nie viel geholfen, so sieht Pfister das. »Nur mehr Geld führt nicht automatisch zu einer besseren Qualität«, sagt er. Der 66-Jährige ist Chef der Unternehmensgruppe Benedit mit mehr als 2000 Angestellten und 49 Diensten und Häusern, darunter das in Wyhl. An diesem Tag eilt er schnellen Schrittes durch die Gänge.

Mit der strengen Brille und dem dunkelblauen Anzug sieht er nicht aus wie ein Systemsprenger. Und doch stellt der Unternehmer Grundsätzliches infrage, das beginnt schon auf den Fluren. »Sehen Sie?«, sagt er – und deutet auf die Wände. »Bei uns gibt es keine Handläufe, dafür aber überall gesicherte Bodenbelag.«

Was beiläufig klingt, ist für seine Idee zentral. Senioren sollen sich nicht daran gewöhnen, sich abzustützen, sich hilflos zu fühlen. Pfister will, dass sie mobil bleiben.

Allerdings passt das nicht zu den finanziellen Anreizen, die die Pflegeversicherung setzt. Sie folgt der Logik: Je schlechter es den Bewohnern geht, desto besser für den Betreiber.

Für die Betreuung eines hilfebedürftigen Seniors, der noch mit dem Rollator laufen kann und den die Gutachter in Pflegegrad drei eingestuft haben, überweisen die gesetzlichen Kassen monatlich 1262 Euro an ein Heim. Für noch schwerere Fälle in Pflegegrad vier sind es 1775 Euro, bei Bettlägerigkeit im Pflegegrad fünf steigt die Summe auf 2005 Euro. Ein Konstruktionsfehler, findet Pfister: »Als Heimbetreiber hat man weniger Aufwand, wenn man Menschen ins Bett hineinpflügt, und bekommt dafür sogar mehr Geld«, sagt er. Aber soll das eine würdige Versorgung sein?

Der Unternehmer sagt, er wolle weg vom Prinzip »Pflegegrad drei, vier, fünf, Tod«. Sinnvoller wäre es, zu honorieren, wenn Senioren ihre Autonomie zurückerlangten.

In seinen Häusern erfüllt beinahe jeder dritte Bewohner die Voraussetzungen, um nach einiger Zeit in einen niedrigeren Pflegegrad zurückgestuft zu werden – falls die Angehörigen einen Antrag stellen. Finanziell habe er als Betreiber wenig davon, sagt Pfis-

ter. Aber für seine Mitarbeiter und ihn selbst sei das wichtig. Sie bräuchten das Gefühl, die Menschen nicht nur ins Grab zu pflegen.

Kein Senior will die Tage liegend verbringen, kein Angehöriger will dabei zusehen. Dass es Bettlägerigkeit überhaupt gibt – schon daran zweifelt Pfister. »Fast alle Menschen lassen sich aktivieren.« Man müsse es nur wollen.

Da wäre zum Beispiel Oswald Winterhalter, der im offenen Wohnzimmer in einem Ohrensessel sitzt, das gestreifte Hemd frisch gebügelt. Wie es ihm im Heim gefällt, kann er nicht sagen. Es ist nicht sicher, ob er die Frage versteht. Sicher ist: Er lächelt. Und er wird gleich aufstehen, um mit dem Rollator spazieren zu gehen.

Der 92-Jährige leidet an Demenz und Herzproblemen. Auf seinem Hof, der nur fünf Kilometer entfernt liegt, verschwand er oft in der Nacht. In diesem Sommer fand seine Lebensgefährtin ihn in der Scheune.

Winterhalter kam ins Krankenhaus, konnte nicht aufstehen, nicht gehen, die Ärzte hatten wenig Hoffnung. Ihre Diagnose lautete: austherapiert. Die Kinder entschieden, der Vater sei im Heim besser aufgehoben.

Zwei Monate ist das an diesem Tag her. »Jetzt rennt er wieder rum«, sagt Brunhilde Vetter, 83, Winterhalters Lebensgefährtin.

Es fällt ihr nicht leicht, dass ihr Partner nun im Haus Rheinaue lebt. Wenn sie darüber spricht, weint sie. Sie kommt jeden Tag um halb drei, rasiert Winterhalter und cremt ihm

das Gesicht. Bevor sie am Abend zurückfährt, reicht sie ihm seine Tabletten.

In den Stunden dazwischen macht Brunhilde Vetter sich nützlich. Zwei Plastikkörbe mit Wäsche stehen vor ihr auf dem Tisch, sie legt Handtücher und Bettlaken zusammen. »Ich schaffe gern«, sagt sie, »ich muss immer etwas tun.«

Das Problem vieler Heime sei, findet Pfister, dass sie geführt würden wie Krankenhäuser. Mit Großküchen, aus denen Senioren nicht einmal einen Apfel holen können. Mit geschlossenen Zimmertüren, hinter denen Menschen verwahrt werden. Und unbelebten Fluren, auf denen es nach Urin riecht. »Wer will so leben?«, sagt Pfister. »Wer will zwei Jahre lang in einem Krankenhausbett auf den Tod warten?«

Der Unternehmer gefällt sich in der Rolle des leidenschaftlichen Altruisten. Allerdings betreibt er ein Geschäft, das sich rechnen muss. Der Trick: Die Heimpreise sind für alle günstiger, weil Pfister mit weniger Fachpersonal auskommt. Und das hat nicht nur damit zu tun, dass Frau Vetter die Handtücher faltet.

Pfisters Hausgemeinschaft bietet lediglich eine stationäre Grundversorgung an. Fachkräfte verteilen Pillenboxen, setzen Thrombosespritzen oder helfen dabei, Stützstrümpfe anzuziehen. Wer darüber hinaus Hilfe braucht, hat die Wahl: entweder einen ambulanten Anbieter oder Pfisters eigenen Pflegedienst zu buchen. Oder die Angehörigen einzubinden.

54 Menschen wohnen im Haus. Zwölf Angehörige kümmern sich selbst um die Wäsche ihres Pflegebedürftigen, drei putzen auch das Zimmer. Andere baden ihre Eltern oder Partner, bringen sie abends zu Bett. In der Pandemie war das nicht möglich, aber nun läuft das Modell wieder hoch.

Weil er ambulante Dienstleister einsetzt, kann Pfister von den starren Fachkraftvorgaben in Heimen abweichen. »Es macht ja keinen Sinn, dass die Pflegefachkraft Betten machen muss«, sagt Pfister. Dafür beschäftigt er mehr Hauswirtschaftspersonal. Weil er stationäre und ambulante Pflege verzahnt, nennt er sein Modell »Stambulant«.

35,5 Vollzeitstellen braucht er, um das Haus Rheinaue am Laufen zu halten. Ginge es nach den Vorgaben für die stationäre Pflege, müssten es 39,42 sein. »Es ist ein Irrtum zu glauben, dass mehr Personal allein gleichzusetzen ist mit mehr Qualität«, sagt er.

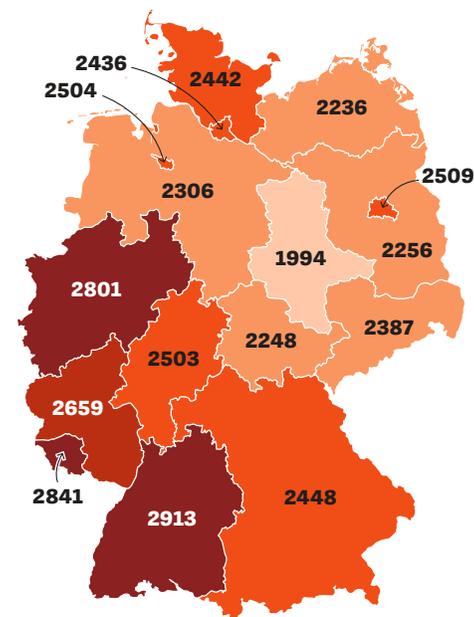
Dass die Bundesregierung auf noch strengere Vorschriften setzt, dass sie Betreibern seit Juli vorschreibt, wie viele Pflegefach-, Hilfs- und Assistenzkräfte sie einsetzen müssen, hält Pfister für »pure Theorie«.

Genug ausgebildete Helfer gebe es nicht, und Fachkräften renne er inzwischen »auf der ganzen Welt hinterher«. In seinen Häusern arbeiten Menschen aus 60 Nationen, aus Verzweiflung hat er neuen Beschäftigten schon einen Thermomix versprochen. Realistisch sei, sich darauf einzustellen, dass der Personalmangel in Zukunft nicht schwinden

Drückende Last

Eigenbeteiligung der Pflegebedürftigen im ersten Heimjahr*, in Euro

- weniger als 2200
- 2200 bis unter 2400
- 2400 bis unter 2600
- 2600 bis unter 2800
- 2800 und mehr



* bereits berücksichtigt: staatlicher Zuschuss in Höhe von fünf Prozent der Kosten

Quelle: vdek

werde. Er setze sein Personal effizient ein. Auch deshalb ist sein Haus günstiger. Aber kann es zugleich gut sein?

»Offensichtlich funktioniert es«, sagt Claus Füssek. »Wir müssen uns mehr Kreativität im Pflegesystem gönnen und uns endlich an den Bedürfnissen der pflegebedürftigen Menschen orientieren.«

Der ehemalige Sozialarbeiter aus München wurde als »Pfleger rebell« bekannt, er verteidigt einen Ruf als schärfster Kritiker des Systems.

»Ich war immer der Böse, der die Heime schlechtmacht«, sagt Füssek über Füssek.

Schon vor mehr als 20 Jahren beschrieb er in einem Manifest die »Mindestanforderungen für eine menschenwürdige Grundversorgung« – und klagt, dass sie auch heute oft nicht erreicht würden. »Wie Senioren in vielen Heimen behandelt werden, ist ein Fall für Amnesty International«, sagt er.

Niemand wolle in einem Doppelzimmer weggesperrt werden, vor sich hin vegetieren und am Ende allein sterben, sagt er. Die Menschen bräuchten Ansprache, Zuwendung, kleine Aufgaben. Deshalb hält er viel von Pfisters Konzept und von Hausgemeinschaften im Allgemeinen.

Offensichtlich verdiene der Unternehmer damit kein schlechtes Geld. »Aber das ist kein Vorwurf, das tun andere Betreiber auch«, sagt Füssek. »Entscheidend ist, dass das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt.« Die Arbeitsbedingungen bei Benevit seien besser als anderswo. Und die Lebensbedingungen der Senioren sprächen für sich.

»Ich kenne niemanden, der gegen das Modell ist«, sagt Füssek.

Tatsächlich ist die Unterstützung breit. Bereits im Juni schrieb der baden-württembergische Gesundheitsminister Manfred Lucha (Grüne) an seinen Bundeskollegen Karl Lauterbach (SPD) in Berlin, er fürchte »um die Zukunft eines Versorgungsansatzes«, der helfen könne, die professionelle Pflege zu entlasten.

Auch die AOK Baden-Württemberg will das Projekt fortführen und nennt gleich mehrere Gründe: »Wir müssen hin zum Erhalt von Kompetenzen und deren Förderung, dies ist in diesem Modell auch Hand in Hand mit den Angehörigen möglich«, sagt Vorstandsvorsitzender Johannes Bauernfeind.

Liefe das Modellprojekt am Jahresende aus, müsste Pfister die Preise anheben. »Für viele Seniorinnen und Senioren in unserer Gemeinde und der Region wäre das ein Schlag«, sagt Wyhls Bürgermeister Ferdinand Burger. Das Haus Rheinaue liegt im Zentrum des 4000-Seelen-Örtchens. Die Einkommen und Renten hier seien überschaubar. »Den Platz im Heim könnten viele dann nicht mehr bezahlen«, sagt Burger.

Die Angehörigen schätzten ein Haus, in dem sie sich selbst einbringen könnten. Es ist eine traditionell geprägte Region, in der man sich erst langsam an den Gedanken gewöhnt, Oma und Opa ins Heim zu geben – auch, da-



PHILIPP VON DITURTH / DER SPIEGEL

»Mehr Geld führt nicht automatisch zu mehr Qualität.«

Kaspar Pfister, Heimbetreiber

mit man »nicht selbst zerbricht«, wie Burger sagt.

Warum in den vergangenen Jahren keine Bundesregierung ein passendes Gesetz auf den Weg gebracht hat, dazu gibt es im Regierungsviertel verschiedene Theorien: weil Pfister zu unbequem sei, weil er an den rigiden Personalquoten in der Pflege rüttelte – und in der Branche Neider habe. Weil das Modell möglicherweise zum »Rosinenpicken« der Betreiber verführen und Senioren mit vergleichsweise wenig Hilfebedarf anziehen könnte.

Und weil es kein Gesetz für einen einzelnen Unternehmer geben dürfe. Geholfen hat nicht, dass auch Benevit Ärger mit der Heimaufsicht hatte. In einem anderen Haus, Blumenküche, nur wenige Minuten von der Firmenzentrale in Mössingen entfernt, verhäng-

»Meine Mutter weiß immer genau, was sie will.«

Alexandra Heimann, Angehörige



PHILIPP VON DITURTH / DER SPIEGEL

te die Behörde einen Aufnahmestopp. Angehörige von Bewohnern sollen sich über schmutzige Bettwäsche und Fehler bei der Medikamentenvergabe beschwert haben.

Pfister sagt dazu, er habe schon vorher eingegriffen, »durch intensive, nach wie vor laufende Kontrollmaßnahmen« seien die Probleme behoben, auch im Einklang mit den Behörden. Was er einräumt: »Es gab Fehler, die nicht hätten passieren dürfen.«

In Wyhl hält man zu Pfister. Von Problemen sei in der Gemeinde nichts bekannt, sagt Bürgermeister Burger. Im Gegenteil, das Haus Rheinaue sei beliebt, »die Menschen fühlen sich wohl hier«.

Und so liegt der Ball jetzt im Bundesgesundheitsministerium. Schon im Koalitionsvertrag hatte die Ampelkoalition festgeschrieben, dass sie die Pflegeversicherung um »innovative quartiernahe Wohnformen« ergänzen will. Auch Pfisters Stambulant dürfte gemeint sein.

Derzeit prüft Lauterbachs Haus den Entwurf eines Gutachtens zum Projekt. Bis Ende Oktober soll die Endfassung vorliegen, mit Einschätzungen zu den Finanzwirkungen, dann will man entscheiden.

Johannes Fechner, Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD-Bundestagsfraktion und für den Wahlkreis um Wyhl herum zuständiger Abgeordneter, sagt: »Das Modell mag nicht überall funktionieren – aber es ist in kleinen Gemeinden eine Lösung, wo Angehörige sich vor Ort um die Pflegebedürftigen kümmern.« Er rechne damit, dass die Ampel noch in diesem Jahr ein Gesetz dazu auf den Weg bringen werde.

Die Heimbetreiber bräuchten ein Signal. »In der Pflege brennt es derartig, dass für dogmatische Debatten keine Zeit mehr ist«, sagt Fechner.

Pfisters Pläne, sein Projekt auszuweiten, ruhen derzeit. Eigentlich würde er gern alle 27 Heime auf das Stambulant-Modell umstellen. 16,8 Millionen Euro hat er nach eigenen Angaben in zwei neue Häuser gesteckt, das neue Projekt in Reute im Breisgau, das er am Freitag eröffnet, wird er jetzt führen wie ein ganz normales Heim – auch wenn es anders geplant war. Neue Investitionen? Hält er zurück. »Solange ich nicht Klarheit habe, wird es keine neuen Benevit-Häuser geben«, sagt er – obwohl ihn fast täglich Bürgermeister darum bitten würden.

Pfister führt solange weiter durch sein Haus in Wyhl. Im ersten Stock zeigt er den »Wellness-Raum« mit Whirlpool-Wanne, über der ein künstlicher Sternenhimmel leuchtet. Im Raum gegenüber können Senioren auf einem angewärmten Wasserbett schweben, spüren, wie der Körper leicht wird.

Dass jeder irdische Weg endet, wird klar, als die Tür aufgeht. Auf dem Flur bugsieren zwei Bestatter einen Kiefernarg in den Fahrstuhl.

Es gibt Dinge, die lassen sich nicht ändern. Auch im Haus Rheinaue wird gestorben.

Cornelia Schmergal